

Zwischen Mehrheiten und Minderheiten

Karl Otto Hondrich

Wenn Toleranz ein allgemein hoch geschätzter und allseits akzeptierter Wert ist – wie kommt es dann, dass wir ihn fortwährend betonen und beschwören müssen? Wir können uns offenbar auf ihn und auf seine Stärke nicht verlassen. Er muss mächtige Gegner haben, die immer wieder gegen ihn obsiegen. Wer sind die Feinde der Toleranz?

Schlichte NATUREN haben darauf eine schlichte Antwort: Die Feinde der Toleranz, das sind immer die eigenen Feinde; auf alle Fälle die anderen: Fundamentalisten, Dogmatiker, die Kirche oder zumindest die Ewiggestrigen in ihr, die Islamisten, die Machtbesessenen, die Bösen. Niemand wird so schlicht sein wollen. Aber sind wir im Grunde nicht doch schlichter, als wir sein wollen? Wie dem auch sei; ein Zitat von Dietrich Bonhoeffer besagt: „Nichts von dem, was wir im andern verachten, ist uns selbst ganz fremd.“

Die Feinde der Toleranz, das sind nicht nur die anderen. Wer ist es dann? Ist es der Mensch schlechthin, die menschliche Natur mit ihren unguten Seiten der Selbstsucht, des Durchsetzungswillens, der Aggressivität? Dagegen mag man mit Recht einwenden, dass auch schlechte Eigenschaften manchmal notwendig erscheinen und zum Guten gereichen. Aber dieses Argument möchte ich mir nicht zu Eigen machen. Ich möchte die Feinde der Toleranz überhaupt nicht in einzelnen Personen und persönlichen Eigenschaften suchen, auch nicht in bestimmten Gruppen, Institutionen, Gesellschafts-

ten. Ich vermisse sie vielmehr dort, wo auch die Toleranz selbst ihren Platz hat, nämlich im Himmel hoher Werte. Wenn Toleranz ein Wert oder, wie ich lieber sage, ein moralisches Gefühl ist, dann sind ihre Feinde: andere Werte beziehungsweise andere moralische Gefühle. Moralische Gefühle gibt es viele. Oft stehen sie wie Feuer und Wasser zueinander; sie konkurrieren miteinander, durchkreuzen sich gegenseitig, machen sich den Platz in unseren Köpfen streitig, versuchen uns in die eine Richtung zu lenken oder in die andere. Dabei verhalten sie sich zu uns, wie Eltern sich zu ihren Kindern verhalten. Sie wollen für ihre Kinder immer nur das Beste. Wie es – von wenigen Pathologien abgesehen – keine richtig bösen Eltern gibt, so auch keine bösen moralischen Gefühle. Es ist schon schlimm genug, dass es unterschiedliche Vorstellungen des Guten gibt. Und unterschiedliche Vorstellungen davon, wie das Gute durchzusetzen sei. Sie können gesellschaftlich üble Folgen zeitigen.

Das alles klingt noch recht abstrakt. Die unguten Erscheinungen in der Welt, etwa der Mangel an Toleranz, sollen hier nicht auf Konflikte zwischen Werten zurückgeführt werden. Vielmehr lassen sich solche Konflikte noch weiter zurückverfolgen: Ihre Hinter-Gründe liegen in Grundvorgängen des sozialen Lebens, die überall und unweigerlich ablaufen, wo Menschen zusammentreffen. Es sind dies nicht Tugenden oder Untugenden oder andere Eigenschaften von Menschen, sondern soziale Prozesse zwischen

Menschen. Zwar sind wir als Individuen an diesen Prozessen beteiligt. Sie durchdringen uns als Individuen. Sie werden in den Köpfen von Individuen vorgestellt. Aber sie sind selbst keine Individuen. Sie gehen den Individuen voraus. Sie stellen Beziehungen zwischen Individuen her. Sie regeln Beziehungen. Sie haben den Charakter von Regelungen, denen sich niemand entziehen kann. Insofern sind sie moralischer Natur. Das bringt sie in die Nähe der Menschenrechte und anderer ethischer Postulate. Aber anders als Rechte und ethische Forderungen werden sie nicht bewusst konzipiert. Sie ergeben sich, unbewusst und unbeabsichtigt, aus dem Zusammenleben selbst. Sie enthalten eine Moral ohne Moralisten. Diese Moral kommt nicht als eine Forderung von oben, sondern als eine Beziehungs-Notwendigkeit, ja Beziehungs-Logik von unten. Insofern stellt sie gleichsam die Unterwelt der Kulturen dar. So wie es in allen Kulturen das Menschlich-Allzumenschliche gibt, gibt es in ihnen die Grundvorgänge zwischen Menschen. Diese sozialen Grundprozesse sind älter als die Menschen selbst. Denn bevor der Mensch zum Menschen wurde, waren seine Vorfahren – Hominiden, Primaten – schon Lebewesen, die in Beziehung zueinander und zu anderen Arten standen. Das soziologische Element in den elementaren Prozessen ist also da, bevor das anthropologische hinzukommt. Aber der Hinweis auf seine Frühzeitigkeit ist weder ein wissenschaftliches noch ein moralisches Argument. Er ist im Grunde gar nicht nötig. Denn ihre Macht beziehen die sozialen Grundprozesse aus ihrer andauernden Jetztzeitigkeit. Sie wirken hier und heute, in allem, was wir tun und lassen.

Sie verwirklichen sich also in unterschiedlichen kulturellen Erscheinungen – und sind doch letztlich etwas anderes als Kultur. Das ist besonders deshalb schwer zu begreifen, weil das Soziale oder Sozio-

Moralische immer im kulturellen Gewand erscheint, immer unterschiedlich bekleidet und verkleidet. An sich ist es so wenig sichtbar, wie elektrische oder akustische Wellen sichtbar sind. Es bedient sich der Kulturen und Individuen als Träger. Da soziale Beziehungen immer kulturell gekleidet oder geprägt sind, übersehen oder vergessen wir oft, dass sie einen Kern haben, der in allen Kulturen der gleiche ist. Das interkulturelle Verstehen und Vergleichen muss, wie mir scheint, herabsteigen zu den Bedingungen des Zusammenlebens, denen alle Menschen gleichermaßen unterworfen sind.

Ja, es handelt sich um ein Unterworfensein. Allesamt sind die Menschen den Prozessen und Gesetzen des Zusammenlebens ausgeliefert. Auch wenn sie nicht die gleiche Sprache sprechen: als Ausgelieferte an die elementaren sozialen Prozesse verstehen sie sich über kulturelle Grenzen hinweg, etwa als Mütter oder als Kinder oder als Kämpfer – jedenfalls besser als in den ethischen und rechtlichen Forderungen, die nur aus einer Kultur erwachsen und den Anspruch der allgemeinen Gültigkeit erheben.

Zwei solcher ethischen Postulate sind uns gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen: Toleranz und Gewaltlosigkeit. Toleranz ist eine Haltung, die auch andere Lebensformen und Wahrheiten zulässt als die eigene. Dabei geht es nicht nur um passive Duldung, sondern um aktive Bejahung des anderen. Das ist nicht ungewöhnlich, wenn das andere weit weg ist: hinten, fern in der Türkei. Es wird aber schwierig und schwieriger, wenn das oder der andere uns nah und näher rückt. Gegenüber Schwächen und Untugenden der eigenen Eltern und Kinder sind wir oft besonders unnachsichtig. Und Toleranz wird dann noch schwieriger, wenn wir als Angehörige einer Mehrheit das Gefühl haben, dass die eine oder andere Minderheit uns auf der Nase herumtanzt. In allen Fällen liegt es nahe, die

eigene Meinung mit Macht durchzusetzen und den anderen dabei auch körperlich zu verletzen. Wenn das geschieht, ist die soziale Beziehung zu einer gewaltsamen geworden. Toleranz und Gewaltlosigkeit sind demnach in sozialen Beziehungen Regelungsprinzipien, die sich nicht von selbst verstehen. Sie setzen voraus, dass es Differenzen und Verletzbarkeiten gibt. Und sie setzen voraus, dass Konflikte auch anders geregelt werden: nämlich durch Konformitätsdruck statt durch Toleranz und durch Gewalt statt durch Friedfertigkeit.

Toleranz und Friedfertigkeit stehen im Zentrum einer Ethik der Menschenrechte, in der die Individuen ohne Konformitätsdruck und ohne Gewalt ihre religiösen, ethnischen, sprachlichen, rassischen Unterschiede leben und ihre individuellen Entscheidungen treffen können. Aber enthält die Wirklichkeit, die sich den Idealen der Menschenrechte widersetzt, nicht eine viel reichhaltigere und widersprüchlichere Moral als die wenigen Grundwerte und Grundrechte, die von der modernen Ethik thematisiert werden? Sie sind ja nur die Spitze eines Eisberges.

Was unter Wasser verborgen ist, darin vermute ich die gemeinsame Grundlage aller Kulturen. Sie besteht in elementaren Sozialprozessen und der ihnen innenwohnenden Moral. Sie haben wenig zu tun mit der biologischen Beschaffenheit des Menschen. Sie würden ihre Kraft auch entfalten, wenn die Menschen genetisch anders programmiert wären, als sie es sind. Sie entstammen nicht den Genen, sondern den sozialen Beziehungen der Menschen. Und sie gelten für alle Menschen: für Europäer und Asiaten, für Mehrheiten und Minderheiten, Kranke und Gesunde, Verbrecher und Rechtschaffene. In den elementaren Sozialprozessen sichert das Leben seine Fortdauer in der Zeit. Kontinuität enthält immer beides: Wandel und Stabilität. Der Volksmund weiß das: Nur was sich ändert,

bleibt sich gleich. Was sich ändern müsste und was erhaltenswürdig sei, sind deshalb viel diskutierte Fragen im Alltag, in der Politik und auch in der Wissenschaft. Es sind aber nicht die wissenschaftlich weiterführenden Fragen. Wichtiger erscheint mir die Frage: welches sind die elementaren Prozesse und Gesetze, denen gehorchnend das soziale Leben sich bewegt und fortdauert?

Prozess des Erwiderns

Den ersten Prozess kann man *Erwidern* oder *Austauschen* nennen. Er enthält eine Bewegung in zwei Richtungen: ein Geben und Zurückgeben. Es gibt eine Reihe von Theorien, die soziales Verhalten als Austausch erklären. Das klingt positiv, harmonisch, ausgleichend. Das Wort Erwidern ist aber vorzuziehen. Es lässt das Widerständige, Gegensätzliche des Geschehens anklingen. Ein Lächeln wird erwidert, aber auch ein Schlag ins Gesicht – sei es nur mit ingrimmiger Wut. In jedem Falle ist Erwidern überlebensnotwendig – für das einzelne Individuum wie für soziale Beziehungen. Ohne die gegenseitige Erwiderung zwischen Mann und Frau wäre niemand von uns auf die Welt gekommen, ohne die gegenseitige Erwiderung zwischen Säugling und Mutter – wenn sie wollen: Bezugsperson – wäre niemand groß geworden.

Erwidern kann auch tödlich sein. Zumindest kann Erwidern verletzen und schaden. Der Prozess des Erwiderns enthält also in sich zwei Möglichkeiten, eine negative und eine positive. Die Verteidigung gegen einen Angreifer ist, in der Regel, positiv für den Verteidiger, negativ für den Angreifenden. Es kommt also, zur Bewertung, auf den Standpunkt an. In das Erwidern spielt unweigerlich ein Werten hinein. Damit ist schon vorgegriffen auf den zweiten elementaren Prozess.

Erwidern an sich, ob positiv, als Austausch von Vorteilen oder Nettigkeiten, oder negativ, als gegenseitige Beleidigung

oder einseitige Undankbarkeit, ist wertvoll. Erwidern ist besser als nicht erwidern. Auch die negative Erwiderung ist besser als gar keine. Wie würde ein Leben, das keine Erwiderung findet, aussehen? Es würde sich buchstäblich verlaufen: ohne Halt, ohne Anhalt, ohne Einhalt, ohne Zusammenhalt, ohne Gegenhalt. Es hätte keinen lebendigen Widerpart. Es erführe keine Rückmeldung. Es würdeseine Beziehungen verlieren. Es erstürbe. Wir versuchen manchmal, solche Situationen des Nicht-Erwiderns künstlich zu schaffen. Zum eigenen Schutz oder als Strafe. „Auf den Kerl sollte man am besten gar nicht mehr reagieren“; „die Frau ist für mich Luft, die ist für mich gestorben, die kenne ich nicht mehr“; will heißen: Ich erkenne die Person nicht mehr an, ich breche die Beziehungen ab. Wer nicht mehr erkannt wird, wird nicht anerkannt, erkennt sich selbst nicht mehr, verliert sich, lebt ins Leere hinein, überlebt nicht lange.

Geben, nehmen, erwidern ist überlebensnotwendig. Deshalb gibt es in allen Kulturen das Gebot des Erwiderns, der Gegenseitigkeit, der Reziprozität: ohne Gegenseitigkeit kein Anerkennen, kein Erkennen. Das Prinzip der Reziprozität ist deshalb eine moralische Grundregel allen sozialen Lebens. Sie ist eine Regel hinter den Regeln – so tief verinnerlicht, dass sie nicht bewusst zu sein braucht, es sei denn, sie wird verletzt.

Angemessenheit und Gegenprinzip

In allen Kulturen und über alle kulturellen Grenzen hinweg gilt nicht nur das Prinzip der Erwiderung im weiteren Sinne (Du sollst ein Gegenüber sein, du sollst entgegnen!), sondern auch das Prinzip der angemessenen Erwiderung: Wie du mir, so ich dir. Ein flüchtiger Gruß erwidert sich nicht durch einen Bückling, ein Gastgeschenk nicht durch eine Bezahlung.

Was jeweils angemessen ist, dafür haben die Kulturen unterschiedliche und höchst ausgefeilte Regeln entwickelt.

Dazu gehören auch Regeln, wie eine Erwiderung vermieden werden kann. Dass angemessen zu erwidern ist, gilt aber als moralisches Gebot in allen Kulturen.

Gerade dieses Gebot, das in der Marktwirtschaft ebenso gilt wie in der Liebe, in der Freundschaft ebenso wie in der Vorstellung von gerechter Strafe, ist aber höchst brisant: Zum einen kann es eine zerstörerische, gewaltsame Spirale der Vergeltung in Gang halten wie in der Blutrache, aber auch in manchem Nachbarschaftsstreit. Zum andern bindet es zwar diejenigen aneinander, die aufeinander erwidern, schließt aber diejenigen aus, die dies nicht können, etwa weil sie alt, schwach oder fremd sind. Wie um die Brisanz des Reziprozitätsprinzips zu brechen und sich mehr Möglichkeiten offen zu halten, haben Gesellschaften deshalb moralische Gegenprinzipien erfunden: statt Geben und Zurückgeben Vergeben; statt des gegenseitigen Gebens das einseitige Geben, die Mildtätigkeit oder Caritas ohne die Erwartung einer Erwiderung, es sei denn ein schlichter Dank.

Ein erstes Fazit aus diesen Überlegungen: Ein moralisches Grundprinzip des sozialen Lebens wie das der Gegenseitigkeit enthält in sich eine Gegenbewegung. Es weist also auf den dialektischen Charakter des sozialen Lebens hin; ja es begründet diesen. Eine zweite Schlussfolgerung: Das Prinzip der Gegenseitigkeit ruft ein Gegenprinzip gegen sich selbst hervor: die einseitige Vergebung oder Hilfe, die praktisch aus den Fängen der Gegenseitigkeit erlösen soll.

Es ist nun eine offene und, wie ich finde, spannende Frage, ob diese Gegenmoral genauso wie das Reziprozitätsprinzip dem sozialen Leben an sich, gleichsam von allem Anfang an innenwohnt, oder ob sie sich erst später herausgeschält hat, entweder allmählich oder durch besondere sozio-moralische Großereignisse, wie zum Beispiel das Auftreten charismatischer Propheten: Moses, Jesus Christus,

Mohammed. Die großen Religionen enthalten ja Gebote der Mildtätigkeit, die den Rahmen der Reziprozität sprengen.

Das Werten

Der zweite elementare Prozess, der allem sozialen Leben innewohnt, ist das Werten. Jede Gegenseitigkeit, ob angemessen oder unangemessen, enthält nicht nur ein Sich-aufeinander-Beziehen, sondern auch ein Anziehen und Vorziehen. Diejenigen, die sich aufeinander beziehen, ziehen ihre Beziehung unweigerlich anderen Beziehungen vor. Das gilt sogar dann, wenn sie sich nicht leiden können, ja wenn sie Feinde sind. Im Vorziehen ist immer auch ein Zurücksetzen enthalten. Das ist die Dialektik des Wertens.

In die Dialektik des Wertens werden wir hineingeboren. Ohne dass wir es wissen und wollen, müssen wir, als Kleinkinder, die Beziehung zu den eigenen Eltern, die eigene Muttersprache, die auf uns einwirkenden kulturellen Regeln annehmen und allen anderen vorziehen, denn wir haben keine Alternative und keine Wahl. Wenn wir uns später fliehend oder auswandernd, gegen die eigenen kulturellen Vorprägungen entscheiden, sind diese doch immer schon da.

Präferenz für das Eigene

Auch wenn wir uns von ihnen abwenden und sie abwerten: Sie haben einen Vorweg-Wert, einen Vorsprung. Wenn wir dagegen kämpfen, dann kettet uns der Kampf doch wieder an das, was wir bekämpfen. Es gibt im sozialen Leben einen Vorzug für das Eigene, Vorhanden-Vertraute, für das, was uns zuerst berührt, ins soziale Leben einführt. Dies kann man das Prinzip der Präferenz für das Familiäre nennen. Damit ist, dialektisch, unweigerlich die Zurücksetzung des Fremden gegeben. Als heranwachsende und erwachsene Individuen können wir dies umkehren. Ganze Gesellschaften, Kulturen, haben diese Option nicht. Sie können

sich für kollektive Verbrechen schämen, wie das in Deutschland geschehen ist; sie können sich politisch intentional umwertern, vom Führerprinzip zur Demokratie. Aber sie können nicht, auf die Dauer, sich selbst für minderwertig halten. Auch Kulturen des Südens, die wissen, dass sie wirtschaftlich-technologisch dem Westen unterlegen sind, möchten dessen Vorteile in ihre eigene Kultur inkorporieren, aber nicht diese verlieren.

Die Präferenz für das Eigene wird in allen Kulturen als ein hohes moralisches Gut geachtet. Würden wir im praktischen Leben die eigenen Kinder, Eltern, Gemeindemitglieder nicht schützend und sorgend bevorzugen, sondern unsere Liebe und unser Einkommen gleichermaßen auf alle Menschen verteilen, dann bliebe für jeden so wenig, dass niemand überleben könnte. Würde die „Idealforderung der Kulturgesellschaft [...] Liebe den Nächsten wie dich selbst“ auf den Fremden ausgedehnt, weil auch er ein Wesen dieser Erde ist, „dann wird, fürchte ich, ein geringer Betrag Liebe auf ihn entfallen, unmöglich so viel, als ich nach dem Urteil der Vernunft berechtigt bin, für mich selbst zurückzubehalten“, schrieb Sigmund Freud nicht ohne Sarkasmus. „Meine Liebe wird von all den meinen als Bevorzugung geschätzt; es ist ein Unrecht an ihnen, wenn ich den Fremden ihnen gleichstelle.“

Damit wird deutlich, dass Liebesgebot und Moral der Präferenz in sich selbst höchste Brisanz enthalten. Es lassen sich nämlich die Liebe zur eigenen Familie und die Liebe zu allen Menschen nur so lange vereinbaren, als die Liebe zum abstrakten Nächsten nicht mit der gleichen Verpflichtung eingefordert wird wie die Liebe zum wirklich Nächsten. Beides zugleich sprengt die Möglichkeiten jeder sozialen Existenz. Die Sprengkraft liegt in der Moral der Präferenz selbst. Sie steigert sich in der Ausdehnung dieser Moral, aber tragischerweise auch in ihrer Ab-

schwächung, die („von den meinen“) als Verlust von Liebe empfunden wird. Ganz zu schweigen von der sich steigernden Sprengkraft, wenn das an sich schon hoch bewertete Eigene aus Not, politischer Großmannsucht oder Verblendung noch einmal ausdrücklich aufgewertet, gleichsam überwertet wird und damit auch die Zurücksetzung, Abwertung des anderen bis hin zur Diskriminierung und Feindseligkeit steigert.

Gegenprinzip der Gleichwertigkeit

Um dieser unheilvollen Dialektik zu entkommen, hat sich das Gegenprinzip der Gleichwertigkeit aller Menschen und Kulturen entwickelt. Den entscheidenden Schritt hat, wie es scheint, Jesus gemacht: Ihr sollt Vater und Mutter verlassen und mir anhängen. Ihr sollt die Christengemeinde genauso behandeln wie Familienmitglieder. Und ihr sollt auch Nicht-Christen, alle Menschen, den Gemeindemitgliedern moralisch und praktisch gleichstellen. Damit ist das ewige Prinzip, dass wir, die *ingroup*, uns moralisch höher stellen als euch, die *outgroup*, durchbrochen. Eine moralische Revolution. Aber können wir sie wirklich leben? Ehrlichen Herzens können wir zwar behaupten und überzeugt sein, dass alle Menschen gleich zu achten sind und dass es egal ist, ob jemand Buddhist, Muslim oder Christ ist. Aber niemand kann ja alles zugleich sein. Es kann deswegen gar nicht gleich wert sein. Die Gleichwertigkeit der Menschen und Kulturen ist nur ein gedanklicher Schritt, um den lebenspraktischen Abwertungen und Aufwertungen beim Zusammentreffen der Kulturen etwas entgegenzusetzen. Die Unterschiede, auch die wertenden Unterschiede zwischen den Kulturen, werden dadurch nicht aufgehoben.

Toleranz

Toleranz verlangt nicht, dass die Unterschiede zwischen den Kulturen aufgehoben werden. Sie lässt uns auch die unter-

schiedlichen Bewertungen von Kulturen. Sie fordert nicht das Unmögliche. Sie lässt der jeweils eigenen Kultur den Vorzug. Sie respektiert das moralische Gesetz der Präferenz für das Familiäre. Und sie setzt ihm trotzdem ein anderes moralisches Prinzip entgegen: Akzeptiere die Unterschiede und lebe mit ihnen. Das ist eine praktikable Problemlösung für das Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen. Bereits vor allen Theorien und Traktaten zur Toleranz, bevor der Aufklärer Lessing die Ringparabel auf die Bühne brachte, haben die Kulturen praktikable Arrangements gefunden, um miteinander auszukommen. Sie haben das nicht durch das Niederreißen, sondern durch die Beachtung von vielen, oft subtil unsichtbaren Grenzen geschafft. Natürlich hat auch die Toleranz selbst immer ihre Grenzen.

Der Wert der Toleranz scheint in modernen Gesellschaften einsichtig und unbestritten zu sein. Warum fällt es uns, auch im Privaten, trotzdem so schwer, ihn zu leben? Dies hat nicht zuletzt mit dem dritten Grundvorgang des sozialen Lebens zu tun, dem Teilen. Die moralischen Gefühle, die im Prozess des Erwiderns und im Prozess des Wertens entstehen, sind nie Gefühle, die Individuen für sich allein haben, auch wenn wir sie als ureigen-individuelle zu erleben glauben. Es sind immer mit anderen geteilte, also kollektive Gefühle. Sie durchdringen, bestätigen und verstärken sich gegenseitig. So werden sie zu einer ungeheuren bewegenden Kraft, der Kraft der Übereinstimmung, die im Kleinen wie im Großen wirkt. Liebe versetzt Berge, weiß der Volksmund. Die gleiche Sprache zu sprechen, die gleichen Werte zu teilen erlaubt schnelle Verständigung und effiziente Kooperation auch zwischen Unbekannten. Übereinstimmung ist also, wie wir intuitiv wissen, von hohem Überlebenswert – und bekommt so einen Eigenwert als Konsens.

Jede Erfahrung des Dissens, der Nicht-Übereinstimmung, der nicht geteilten Ge-

fühle wird nicht nur als störend, sondern oft als bedrohlich empfunden. Der Außenseiter, der Abweichler, die Minderheit, die fremde Kultur: Auf ihnen lässt, ausgesprochen oder unausgesprochen, ein Konformitätsdruck, sich anzugelichen, sich zu integrieren, sich mit der Mehrheit zu identifizieren und nicht länger zu stören. Er ist Ausdruck eines allgemeinen moralischen Prinzips der kollektiven Identifikation. Toleranz als Kontrastprinzip versucht dagegen die Störung auf Dauer zu stellen. Deshalb ist Toleranz so schwer. Auch wenn wir uns nach außen um Toleranz bemühen, werden wir oft innerlich böse, weil die anderen nicht so sind wie wir.

Gegen die elementare moralische Kraft der kollektiven Identifikation wäre kaum etwas einzuwenden, wäre der Vorgang des Teilens, der ihr zu Grunde liegt, nicht ein unausweichlich dialektischer. Jedes Teilen ist auch ein Trennen, jede Übereinstimmung erzeugt einen Ausschluss. Fortwährend wird die Welt in „wir“ und „sie“ geteilt.

Auch das wäre weniger dramatisch, führte nicht die fortwährende Bildung kollektiver Identitäten in Verbindung mit der Präferenz fürs Eigene zur Abwertung der *outgroup*, insbesondere der Minderheiten. Sie äußert sich in der Regel in negativen Vorurteilen, die den Fremden nicht so sehr als individuelle Person, sondern als Angehörigen eines anderen Kollektivs treffen. In der Tiefe des Unbewussten ist dieser Vorgang ungreifbar. Wir können ihn nicht abstellen. Wenn wir ihn mit aller Macht des guten Willens unterdrücken wollten, würden wir ihn gerade dadurch, ihm unsere ständige Aufmerksamkeit schenkend, am Leben halten, ja möglicherweise stärken. Das Prinzip der Toleranz könnte dagegen eine Problemlösung bieten: Dadurch dass sowohl das Fremde in seiner kollektiven Identität als auch die Präferenz für das Eigene anerkannt wird, erlaubt und ermu-

tigt sie, diese Spannung selbst auszuhalten. Aber als in sich spannungsreicher Wert ist Toleranz immer in Gefahr, nach der einen oder anderen Seite, in Feindseligkeit oder Selbstaufgabe zusammenzubrechen.

Individualisierung

Der Brisanz kollektiver Identitätsbildung mit der fortwährenden Entgegensetzung von „uns“ und „ihnen“ ist deshalb nicht allein im Prozess des Wertens, eben über den Wert der Toleranz, beizukommen. Das soziale Leben sucht einen Ausweg aus dem Dilemma seiner Dialektik auch im Prozess des Teilens selbst, genauer: durch eine Art Ausstieg aus diesem Prozess. Die Lösung heißt Individualisierung. Statt kollektive Zugehörigkeiten zu produzieren, sollen wir uns individualisieren. Statt die Welt als Konglomerat von Kollektiven zu sehen, sollen wir sie als Welt der Individuen sehen. Die Moral der Individualität kommt in dem Kölnischen Merkspruch zum Ausdruck: „Jeder Jeck ist anders.“ Wenn wir die Welt so sehen, schützen wir den Einzelnen davor, als Katholik oder als Muslim vorweg klassifiziert oder gar negativ bewertet zu werden. Individualisierung ist so gesehen eine Problemlösung. Sie ist aber nur von begrenztem Wert. Denn wir wollen nicht nur als Individuen, sondern auch in unseren kollektiven Identitäten, als Katholik oder Muslim, Frau oder Mann, als Kurden, Türken oder Deutsche mit je eigener Muttersprache geachtet werden. Eine Welt von sechs Milliarden Nur-Individuen wäre völlig unübersichtlich, unberechenbar, unerträglich. Wir müssen sie in Kulturen gliedern können – mit kollektiven Vorannahmen, ja Vorurteilen. Nur so können wir Beziehungen zu Menschen anderer Kulturen knüpfen, ohne sie mit der Erwartung zu brüskieren, dass sie dasselbe essen und trinken oder glauben wie wir selbst. Die Erwartung, dass dies alles beliebig und nur eine Frage der indi-

viduellen Entscheidung sei, ist fast noch verletzender als die Erwartung, dass die anderen alle dieselben kulturellen Prägungen und Erwartungen haben wie wir selbst. Individualisierung – in christlicher Sicht eher Personalisierung – ist zwar ein notwendiges Gegengewicht gegen kollektive Auf- und Abqualifizierungen; eine Alternative ist sie aber nicht. Aus dem Prozess des Teilens, des Einschließens und Ausschließens, gibt es auch in der modernen Welt keinen Ausstieg.

Ausschließen durch Einschließen wirkt nicht nur nach außen, zwischen den Kulturen, sondern auch innerhalb jeder Kultur. Wenn sie sich ihre Minderheiten nicht von außen holen kann, macht sie sie von innen heraus. Das Streben nach Übereinstimmung in moralischen Gefühlen und Regeln schärft auch immer die Aufmerksamkeit für diejenigen, die diese Übereinstimmung mit dem Durchschnitt nicht vollständig teilen. Sie werden als Minderheiten wahrgenommen: Angehörige radikaler Parteien, neuer religiöser Gruppen, Homophile und Pädophile, gewalttätige Fußballfans, Punks. Jede Gesellschaft baut die Spannung zwischen Mehrheiten und Minderheiten, in wechselnden Graden und Erscheinungsweisen, immer wieder von neuem auf.

Betrachten wir die Forderung, Zuwanderer aus anderen Kulturen sollten sich integrieren. In dieser Forderung kommt, neben der Präferenz für das Eigene das moralische Prinzip der kollektiven Identifikation zum Ausdruck – und zwar einseitig: Sie sollen so werden wie wir, nicht wir wie sie. Zwar nicht in allem sollen die Zuwanderer so werden wie die Einheimischen. (Auch diese selbst betrachten sich ja nicht ständig als ein homogenes Ganzen, sondern werden sich einer gewissen Einheitlichkeit erst im Kontrast zu den näher rückenden Fremden bewusst.) Aber sie sollen sich ihnen doch so weit angleichen, dass sie mit ihnen die Sprache, den Respekt für die Grundwerte der Ver-

fassung und die hier geltende Rechtsordnung sowie grundlegende kulturelle Selbstverständlichkeiten teilen. Dies sind keine unbilligen Forderungen. Niemand wird sagen, dass sie den Interessen der Zuwanderer entgegenstehen – im Gegen teil. Sie könnten, in deren Interesse, durchaus weitergetrieben werden. Das Problem ist allerdings immer: Je höher die Forderung nach Einheitlichkeit und je mehr diese tatsächlich erreicht wird, desto mehr werden auch geringe Abweichungen – etwa sprachliche Schwächen – als Abweichungen auffällig und als Nachteile wirksam. Auch erfolgreiche Integration schafft sich ihre Minderheiten-Stiefkinder, indem sie die Messlatte der Integration höher legt. Dazu bedarf es keiner Politik, die die Integrationsansprüche böswillig erhöht. Denn der Erfolg der Integration selbst erhöht die Ansprüche und erzeugt die Minderheiten, die diesen nicht genügen. Die weitere Öffnung der Grenzen lässt erst recht neue Minderheiten entstehen. Deren „gröbere“ Fremdheit lässt allerdings die älteren, vertrauten Minderheiten oft als weniger fremd erscheinen. So ist das Verhältnis zwischen Mehrheiten und Minderheiten ständig im Fluss, ohne doch je zu verschwinden.

Die gegenseitige und fortwährende Selbsterzeugung von Mehrheiten und Minderheiten lässt sich auch funktional erklären. Sie hat einen Sinn für das Normengefüge oder die Normalität von Gesellschaften. Indem die Minderheit der Mehrheit die Abweichung von der gewohnten und geschätzten Normalität vor Augen führt, bestärkt sie die kollektiven Gefühle für diese Normalität und hält das Streben nach kollektiver Identifikation in Gang. Das Ergebnis ist allerdings immer ungewiss: Die jeweilige Minderheit kann entweder stärker einbezogen oder abgestoßen werden. Oder das Verhältnis kann sich als eines der Toleranz stabilisieren. In jedem Falle ist die Spannung zwischen

Mehrheit und Minderheit konstitutiv für die kollektiven moralischen Gefühle des Ganzen.

Die Funktion der Minderheiten erschöpft sich allerdings nicht darin, ex negativo die Mehrheit in ihren kollektiven Gefühlen, einschließlich dem Wohlgefühl der eigenen Toleranz, zu bestätigen. Denn anders als ewige Wahrheiten, von denen der Moraltheologe spricht, stehen kollektive moralische Gefühle nie fest. Sie sind, wenn auch mit der Schwerfälligkeit eines Tanks, immer in Bewegung. Sie sind anpassungsfähig. Minderheiten führen ihnen moralische Alternativen vor Augen. Diese können, unter sich ändernden Umständen, überlebenstüchtiger sein als die Moral der Mehrheit. So werden Minderheiten oft zu Vorreitern des Neuen. Und Minderheitsgefühle werden zu Mehrheitsgefühlen. Wir haben in den letzten Jahrzehnten viele solche Verwandlungen erlebt: Die Gegner der Todesstrafe etwa sind von einer Minderheit zu einer Mehrheit geworden.

Dass Minderheiten der Stachel im Fleisch von Mehrheiten sind, dass sie der Selbstbestätigung und dem Wandel von kollektiven Gefühlen dienen, dass sie Lücken gesellschaftlicher Integration anzeigen und zugleich füllen: Auch durch diese relativ komplexen Vorgänge wird die Funktion von Minderheiten nur unvollständig erfasst. Die Aussagen dazu beziehen sich nämlich immer auf *eine* Gesellschaft. Unsere Vorstellungswelt von gesellschaftlicher Integration und Integrationsdefiziten bleibt einem nationalstaatlichen Gesellschaftsverständnis verhaftet. In der Regel ist es die eigene Gesellschaft, die wir, unbewusst von der „Präferenz für das Eigene“ ausgehend,

als den Rahmen annehmen, in dem Integration erfolgt oder scheitert. Integrationsprobleme stellen sich aber heute weniger für die nationale Gesellschaft als für die Weltgesellschaft mit einer Vielzahl von Kulturen, zweihundert Staaten und fast sechs Milliarden Menschen. In diesem Rahmen wächst den Minderheiten der Migranten, etwa den türkischen „Deutschländern“, eine Funktion zu, die weder sie selbst noch die Deutschen für sie vorgesehen haben: Während man sich hier zu Lande nur dafür interessiert, ob sich die Zuwanderer in Deutschland integrieren, leisten sie unbemerkt bereits einen Beitrag zu einer viel weiter gespannten Integration zwischen Gesellschaften. Sie bilden Brücken zwischen den Kulturen. Unversehens werden sie Vermittler und Träger einer eigenen Zwischen-Kultur. Als ethno-kulturelle Minderheit verspüren sie am eigenen Leib das prekäre Verhältnis zu den Mehrheiten im Aufnahme- und im Herkunftsland. Sie sind auf deren Toleranz angewiesen. So werden sie selbst zu Interessenten und Botschaftern von Toleranz.

Die Gesellschaft der sechs Milliarden braucht zwar, als moralische Regelungsprinzipien, Caritas, Toleranz und Respekt der Individualität. Sie braucht aber auch die Einsicht, dass diese nur ein Gegenprogramm sind zu den tieferen sozio-moralischen Prinzipien der Reziprozität, der Präferenz für das Eigene und der kollektiven Identität.

In der Spannung zwischen sozio-moralischen Prinzipien und Gegenprinzipien konstituiert und entfaltet sich moderne Gesellschaft. Im „Sieg“ oder in der Vorherrschaft eines Prinzips würde sie untergehen.